

Kirchen und Wissenschaften: Menschenbilder und Wahrheitsanspruch

Wie unterscheiden sich Wahrheitsansprüche in der Theologie und in den Naturwissenschaften? Was bedeutet dies für Welt- und Menschenbilder? Die Frage stellt sich, was Weltbilder heute leisten müssten und ob diese Erwartungen im heutigen, durch Naturwissenschaften geprägten Zeitalter einlösbar sind. Es zeigt sich: Ein rein naturwissenschaftliches Weltbild vermag die Erwartungen teils sehr gut, aber nicht vollständig zu erfüllen.

Was heisst Wahrheit in der Theologie und in den Naturwissenschaften? Wie unterscheiden sie sich?

Prof. em. Dr. Heinz Richner vom Institut für Evolution und Ökologie der Universität Bern nahm die Herausforderung des grossen Themenfelds an und führte in einem dichten Vortrag durch die Problematik. Er tat dies, indem er die Differenz der Wahrheitsansprüche an zwei Punkten beleuchtete: Zunächst an verschiedenen Weltbildern. Dann an der Frage, wie die Entwicklung des Lebens verstanden werden könne. «Ich werde den Vergleich so machen, dass ich den Anspruch der katholischen Kirche mit der Naturwissenschaft abgleiche», erläuterte Richner. «Die katholische Kirche hat mit dem Papst ein Sprachrohr, das weltweit und häufig gehört wird.»

Von der Erde zur Sonne und darüber hinaus: Geozentrik, Heliozentrik, Universum

Richner begann seine Tour d'Horizon über Weltbilder in der Antike: Das damals vorherrschende geozentrische Weltbild wurde um rund 300 v. Chr. Erstmals herausgefordert: Aristarch von Samos habe ein heliozentrisches Weltbild vertreten und damit die Beobachtung rückwärts laufender «Irrsterne» auf Grund der Annahme unterschiedlicher Bahngeschwindigkeiten der Planeten um die Sonne erklären können. Ptolemäus gelang 400 Jahre später die Wiederetablierung eines geozentrischen Weltbilds. Dabei sei es 1400 Jahre lang geblieben, erläuterte Richner, bis eine Reihe von Wissenschaftlern (Nikolaus Kopernikus, Galileo Gallilei, Johannes Kepler, Giordano Bruno) dank neuer Methoden, Instrumente und Beobachtungen zum Schluss gekommen seien, dass doch die Sonne im Zentrum stehen müsse. «Sie sehen: Das Weltbild wurde bis heute mehrfach umgestürzt». Im nächsten Schritt weitete Richner den Blick zum Universum. Auch hier gäbe es verschiedene Theorien. Die Urknalltheorie für die Entstehung von Raum, Zeit und Materie sei erst 1931 vom Theologen und Physiker Georges Edouard Lemaître entwickelt worden. Jüngst habe der inzwischen verstorbene Astrophysiker Stephen Hawking die Theorie vorgestellt, dass die Ausdehnungsgeschwindigkeit des Universums an verschiedenen Orten unterschiedlich sei. «Die Urknalltheorie ist eine Baustelle», kommentierte Richner lakonisch. Aber genau dies sei in den Naturwissenschaften eben normal. Man nähere sich in einem Erkenntnisprozess dem an, was wahrscheinlicher sei. Heinz Richner verglich diesen Befund mit ausgewählten Aussagen der katholischen Kirche: Auch die Bibel kenne ein geozentrisches Weltbild. Wie bekannt, habe die Kirche ein heliozentrisches Weltbild dann aber nicht akzeptieren wollen. «Galilei wurde unter Hausarrest gestellt, die Bücher von Kopernikus verbrannt und Giordano Bruno zum Tod auf dem Scheiterhaufen verurteilt». Und heute? «1992 befand Papst Johannes Paul II, dass Galilei «wahrscheinlich» Recht hatte.» 1951 habe Papst Pius XII die Urknalltheorie akzeptiert, allerdings als «Schöpfungsakt». Diese Ansicht hätte Papst Franziskus auch 2018 noch vertreten.

Evolution und die Ehrfurcht vor der Kartoffel

Als zweites Beispiel wandte sich Heinz Richner der Evolution der Arten zu: «Wenn Sie eine Kartoffel setzen, werden sie ein halbes Jahr später an der gleichen Stelle mehrere Kartoffeln ernten können. Die Kartoffel hat sich selber kopiert». Leben sei die Fähigkeit von Individuen, sich selbst zu kopieren, fasste Heinz Richner seine detaillierten Ausführungen prägnant zusammen. Zufällige Kopierfehler, sogenannte Mutationen, seien eine unvermeidliche Konsequenz des Kopiervorgangs. Dadurch entstünden Variationen unter den Nachkommen, wobei der Umwelt angepasste Varianten besser überlebten und dieser Selektionsprozess zu Anpassung führe. Darum könne man formulieren: «Die Grundlagen der Evolution sind zufällige Mutation und Selektion.» Der Biologieprofessor legte auch hier die Erkenntnisse wiederum auf eine Zeitachse: Seit Aristoteles und bis ins 18. Jahrhundert seien die Naturwissenschaften von fixen Arten ausgegangen. «Also so, wie ein Schöpfer diese Arten gemacht hätte, unveränderbar.» Vor 300 Jahren sei die Idee der Veränderlichkeit von Arten erstmalig bei Jean-Baptiste de Lamarck aufgetaucht, der davon ausgegangen sei, dass auch Eigenschaften, die wir uns aneignen, vererbt werden könnten. Charles Darwin schliesslich habe eine Theorie der Evolution entwickelt und vorgeschlagen, dass verschiedenste Arten gemeinsame Vorfahren haben könnten und dass Evolution ein Prozess sei, in welchem Variationen entstehen, die der unterlägen. Auf der Zeitachse folgten Watson, Crick und Franklin und die Entdeckung der DNA im Jahr 1956. Heute sei das von vielen Forschenden bearbeitete Feld die Epigenetik, die untersuche, ob verschiedene Umwelteinflüsse bei identischen genetischen Informationen zu unterschiedlichen, sogar vererbaren Eigenschaften führen könnten. Damit würde die einst bei Lamarck belächelte Idee in gewisser Weise wieder aktuell. Für Richner wiederum ein Hinweis darauf, dass es in den Naturwissenschaften eben keine fixen Wahrheiten gäbe und die Naturwissenschaften auch keinen Anspruch auf absolute Wahrheit erheben würden.

Und die Reaktion der Kirche? Papst Pius IX 1870 habe als Reaktion auf Darwin unterstrichen, dass Gott der alleinige Schöpfer sei. Pius XII habe 1950 festgestellt, dass die Kirche die Evolutionslehre nicht verbiete, aber alle Menschen allein von Adam abstammten - auch die Frau -, dass der Schöpfer den Menschen die Seele gab und die Kirche ein Anrecht auf Wahrheit habe. Heinz Richner verwies sodann auf Johannes Paul II, der 1996 festgestellt habe, dass die Evolution mehr als eine Hypothese sei, aber die Seele nicht erklären könne. Die Päpste Benedikt XVI und Franziskus hätten selbst in jüngster Vergangenheit daran festgehalten, dass es keinen Widerspruch zwischen Evolution und Theologie gäbe, da die Evolution die Existenz eines Schöpfers bedinge respektive beweise.

Am Schluss war das Fazit für Heinz Richner in der Gegenüberstellung deutlich: Die Naturwissenschaften basierten auf Methoden. Hypothesen führten zu Voraussagen, die durch Beobachtungen, Experimente und Modelle oder Simulationen überprüft und dann bestätigt oder eben verworfen würden. Das Ergebnis sei ein zunehmender Erkenntnisgewinn - aber ohne Anspruch auf absolute Wahrheit. Demgegenüber erhebe die Kirche einen Anspruch auf absolute Wahrheit, aber ohne Erkenntnisgewinn und ohne irgendeine erkennbare Methode. «Für die Kirche gilt als Modell unserer Existenz und des Universums die Schöpfung. Für die Naturwissenschaften gibt es dagegen natürliche Ursachen.»

Unverfügbarkeit der Wahrheit

Prof. Dr. Katharina Heyden vom Institut für Historische Theologie der Universität Bern begann ihr Referat mit der grossen Frage: «Was ist Wahrheit?» In der Bibel werde diese Frage nur ein einziges Mal gestellt und nicht beantwortet. Zwar gehe es in den biblischen Büchern immer wieder um Wahrheit. «Doch wenn davon die Rede ist, dann niemals in definitorischer Sprache.» In der Bibel fänden sich nur Aussagen zum relationalen Aspekt der Wahrhaftigkeit. Ihr Wahrheitsanspruch beziehe sich nicht auf ein «Etwas», sondern auf ein «Du», erläuterte die Theologieprofessorin.

Dieses biblische «Du» beziehe sich nicht ausschliesslich auf andere Menschen und deren Wahrheiten, sondern auf eine Wirklichkeit, die per definitionem unverfügbar sei und in der Bibel «Gott» genannt werde. Diese eine Wahrheit bleibe für alle Menschen gleichermaßen unverfügbar, führte Heyden aus.

Was bedeutet das für das Menschenbild? Der Mensch werde verstanden als ein von Erkenntnisdrang getriebenes, fragendes Wesen. «Ein Wesen, das sich auf die Wahrheit ausrichtet, ohne sie jemals zur Verfügung zu haben.» Wahrhaftigkeit bedeute in diesem Sinn, sich im eigenen Denken an der Unverfügbarkeit der Wahrheit zu orientieren.

Im Gegensatz dazu hätten Kirchen allzu lange und mit zu viel Macht ausgestattet beansprucht, die Wahrheit über «Etwas» verstehen und verwalten zu können. Die Referentin fragte: «Woran liegt es, dass der Wahrheitsanspruch der Bibel so gründlich missverstanden werden kann, sogar von Christinnen und Christen selbst?»

Rätsel und Geheimnis

Eine Antwort auf diese Frage entwickelte Heyden mit dem Begriffspaar Rätsel und Geheimnis. Religion widme sich dem Geheimnis und nicht dem Rätsel, denn Rätsel sollten gelöst, Geheimnisse aber bewahrt werden.

Doch der Bezug auf ein Geheimnis dürfe nicht ein geheimnistuerisches Denken und Reden legitimieren, welches sich abseits von vernünftigen Argumentationen vollziehe, betonte Heyden. «Nüchternheit und Mystik schliessen sich in der Geschichte des Christentums keineswegs aus.» Die wissenschaftliche Theologie habe ernst zu nehmen, dass Religion sich auf ein «Du», und damit auf ein Geheimnis beziehe. Es gehe darum, zu beschreiben und zu verstehen, wie Menschen sich selbst und das Geheimnisvolle in ihrem Leben beschrieben, und wie sie in Entsprechung zum Glauben an ein göttliches Gegenüber heute denken und leben könnten.

Doch die Theologie habe es nicht ausschliesslich mit Geheimnissen zu tun. Rätselhaftes und Geheimnisvolles seien zwei Dimensionen, die beide vielen Phänomenen innewohnen. Was wir daran begreifen könnten, könne man Rätsel nennen. Was uns ergreife, seelisch und geistig antreibe oder auch blockiere, das ordne sie dem Geheimnisvollen zu, so Heyden. «Beides kann erforscht und beobachtet werden, aber mit unterschiedlichen Fragerichtungen, Methoden, Ergebnissen und Sprachen.»

Der Mensch zwischen Ohnmacht und Freiheit

Im christlichen Nachdenken über den Menschen lauteten zentrale Vorstellungen, dass der Mensch ein Geschöpf Gottes und dass Gott, der Schöpfer, Mensch geworden sei. Das «Du», auf welches sich die christliche Religion beziehe, werde zum Mensch gewordenen Gott und überwinde den Abstand zwischen Schöpfer und Geschöpf. Daran knüpften christliche Theologen den Gedanken, dass jeder Mensch potentiell der Teilhabe am Göttlichen fähig sei. «Aus dieser Spannung zwischen der Ohnmacht des Geschöpfes und seiner Ermächtigung zur Teilhabe am Schöpfer ergibt sich aus christlicher Sicht der Entfaltungsraum des Menschen in dieser Welt.» Letztendlich bestehe die Ohnmacht des Menschen nur gegenüber Gott, sie bringe damit eine Freiheit gegenüber allen Wahrheits- und Machtansprüchen in der Welt mit sich.

Von der Einsicht, dass der Mensch keinen Zugriff auf die Wahrheit hat

Christliche Theologie und Kirche seien frei zu einem unbefangenen Umgang mit allen Rätseln dieser Welt. Sie seien aber auch zum Einspruch verpflichtet gegen die Verwechslung von Rätsel und Geheimnis, betonte Katharina Heyden. Denn wenn Rätsel zu Geheimnissen erklärt und dadurch religiös überhöht würden, «dann schwingen sich Leute mit religiöser

Legitimation zu Hütern aller menschlicher Erkenntnis auf». Wenn umgekehrt alles Geheimnisvolle im Erleben des Menschen als prinzipiell lösbares Rätsel aufgefasst werde, trete der Lückenbüsser-Effekt ein: «Gott wird dann jeweils an die Stelle gesetzt, wo das menschliche Erkennen an eine Grenze stösst.»

Die Frage nach der Wahrheit werde in der Bibel nicht definitorisch, sondern als eine Frage der Beziehung behandelt, schlug die Referentin den Bogen zur Frage zu Beginn ihres Vortrags. «Deswegen eignen sich naturwissenschaftliche Erkenntnisse weder zur Bestreitung, noch zur Bestätigung biblischer Wahrheitsansprüche.» Vielmehr erschliesse sich der Wahrheitsgehalt der Bibel und des Christentums erst, wenn man sie als Einführung begreife in einen Umgang mit der Einsicht, dass die Menschen keinen Zugriff auf die Wahrheit hätten.

Wie konnte das geschehen?

«Die Israeliten hatten alles verloren, alles was das alte Jerusalem ausgemacht hatte.» Mit der Erinnerung an die Eroberung Jerusalems im Jahr 587 v. Chr. begann **Prof. Dr. Andreas Wagner** vom Institut für Altes Testament der Universität Bern sein Referat. Damals wurde die Stadt Jerusalem und deren Tempel durch die Babylonier erobert, geplündert und zerstört und ein Grossteil der Bevölkerung ins babylonische Reich deportiert. Die erste Exilgeneration hätte sich darauf intensiv mit der Frage nach den Gründen für dieses traumatische Ereignis beschäftigt, so Wagner. Sie hätte sich von ihrem Gott wegen ihrer gemachten Fehler verlassen gefühlt. Dieser Glaube habe die ersten Generationen im Exil zu einem schonungslosen Aufdecken des Fehlverhaltens sowohl des Königs und der Priesterschaft als auch des gesamten Volkes angeregt. Der Wille des Gottes sei nicht eingehalten worden, weil sich beispielsweise reiche Leute auf Kosten der Armen bereichert hätten. Die Gesamtheit dieser Fehler sei als Grund für den Untergang Jerusalems angenommen worden, führte Wagner aus. Das Nachdenken über menschliches Fehlverhalten schlage sich in den geschichtlich geprägten Büchern des Alten Testaments nieder (Josuabuch, Richterbuch, Samuelbücher, Königebücher), so der Referent.

Auswirkungen der Glaubenskrise auf das Weltbild

Die Erkenntnisse aus der Auseinandersetzung mit menschlichem (Fehl-)Verhalten führten zu einem neuen Verständnis der Mensch-Gott-Beziehung: Gott habe das jüdische Volk nicht wegen dessen fehlerhaftem Verhalten verlassen, sondern er habe sein Volk mithilfe der Babylonier für die Nichtachtung seines Willens bestrafen wollen. Er würde sich zu gegebener Zeit eines anderen Volkes bedienen, um die Strafe zu beenden. Daraus entwickelte sich die Vorstellung, dass der Gott weiterhin zu seinem Volk halte und «von Anfang an alle Fäden in der Hand habe», ergänzte der Referent.

Die Existenz eines Volkes beginne mit der Schöpfungsgeschichte, welche die grundsätzliche Beziehung zu Gott aufzeige. «Wir können wahrhaft von einem Weltbild sprechen, das hier entworfen wird, das aber von der Entstehung her nicht aus dem Gedanken einer Welterklärung heraus entstanden ist, sondern aus der Anschauung, dass sich in der Art, wie die Schöpfung der Welt dargestellt und ausgestaltet wird, die Ordnung der Welt als Lebensraum für die Mensch-Gott-Beziehung ergibt (...)», führte Wagner aus. Die Schöpfungsgeschichte sei also kein naturwissenschaftlicher Erklärungsversuch, wie sich die Entstehung der Welt und der Menschen abgespielt haben könnte. «Eine Deutung der Schöpfungserzählung als Welterklärung in der Art neuzeitlicher, naturwissenschaftlicher Weltentstehungs- oder Weltentwicklungstheorien ist nach meiner tiefsten Überzeugung auch theologisch vollkommen falsch», unterstrich der Alttestamentler.

Das in der Schöpfungsgeschichte dargelegte Sieben-Tage-Schema sei singular in der altorientalischen Welt entwickelt worden. Die Sieben-Tage-Gliederung, wonach nach sechs Tagen Arbeit ein Tag Gott zu widmen sei, habe zur Sichtbarmachung der eigenen Religionszugehörigkeit und zur Abgrenzung gegenüber anderen Religionsgemeinschaften gedient. «Der Beweggrund, die Sieben-Tage-Gliederung als Bestandteil des Schöpfungsgeschehen zu sehen, war nicht die Bemühung, neueste damalige wissenschaftliche Erkenntnisse zur Weltentstehung einzubeziehen, (...) sondern aufzuzeigen, dass die Ordnung der zukünftigen Welt schon von Anfang an gottgewollt gewesen war», erklärte der Referent.

Menschenbild: die totale Gleichheit vor Gott

Im babylonischen Exil habe sich nicht nur das Weltbild, sondern auch das Menschenbild stark verändert: Die Priesterschriften zeigten, dass radikale Ansichten aus der bereits erwähnten Aufdeckung von Fehlverhalten entwickelt worden seien: Alle Menschen, ja das ganze Volk habe sich verfehlt, ob Mann oder Frau, ob arm oder reich. Denn alle müssten sich gleichermaßen an die Weisungen Gottes halten, jedes menschliche Wesen habe denselben Stand in der Beziehung zu Gott. Alle Menschen seien mit ihrem Verhalten für das Gemeinwohl mitverantwortlich. Dies bedeute konkret eine Gleichstellung aller Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft in ihrer Beziehung zu Gott: «Es gibt die totale Gleichheit», verdeutlichte Wagner. Diese Vorstellung komme auch in der Schöpfungsgeschichte zum Ausdruck: Bei der Erschaffung der menschlichen Wesen sei von einem Kollektivbegriff die Rede, es werde nämlich von der Schöpfung der Menschheit gesprochen.

Pluralität von Weltbildern im biblischen Kanon

Es gebe zahlreiche, teilweise unterschiedliche Schöpfungsvorstellungen im Alten Testament, von welchen keine einen naturwissenschaftlichen Charakter aufweise. Und trotzdem seien alle im biblischen Kanon eingeschlossen und als gleichermassen bedeutsam überliefert worden. «In der Verschiedenheit der kanonischen Welt- und Menschenbilder steckt auch die Einsicht, dass ein zu einer bestimmten Zeit ausgeformtes Welt- und Menschenbild Ausdruck seiner geschichtlichen Begrenzung ist», führte Wagner aus. Die Pluralität der Weltbilder im Alten Testament zeige, dass sich Weltbilder

ändern könnten. Diese Einsicht sei teilweise in der langen Überlieferungsgeschichte der Bibel verloren gegangen, obwohl der biblische Kanon sie eigentlich schon vor sehr langer Zeit offenbart habe, schloss Wagner.

Kriterien für gelingende Weltbilder

«Wer heute nach Weltbildern sucht, stösst typischerweise auf alte Abbildungen» bemerkte **Prof. Dr. Dr. Claus Beisbart** vom Institut für Philosophie der Universität Bern zu Beginn seines Vortrags. Dies sei kein Zufall: «Die Vorstellung eines Weltbilds hat sich ein Stück weit überlebt.» Dies habe wesentlich mit dem Auftritt der modernen Naturwissenschaften zu tun, führte Beisbart aus, der sich im Weiteren vornahm, die Vorstellung von Weltbildern grundsätzlicher zu überprüfen. Beisbart tat dies, indem er eine Liste plausibler Erwartungen an ein Weltbild zusammentrug und sich in einem weiteren Schritt fragte, ob diese Erwartungen durch die modernen Naturwissenschaften denn auch erfüllt werden könnten.

Was also erwarten wir uns von Weltbildern? Nach Claus Beisbart sollten sie erstens die ganze Welt abdecken und so eine Gesamtsicht erlauben. Zweitens sollten Weltbilder bildhaft sein und als anschauliche Modelle dienen. Drittens sollte ein Weltbild richtig sein und dem objektivierten Wissen der Welt entsprechen. Nun werde Richtigkeit häufig mit Wahrheit gleichgesetzt. Der Philosoph betonte mit Blick auf die laufende Forums-Veranstaltung, dass Wahrheit für uns nicht direkt greifbar sei. Die Richtigkeit eines Weltbildes zeige sich für uns nur in seiner Begründbarkeit. Viertens erwarteten wir von einem Weltbild auch die Integration und Synthese wesentlicher Aspekte. Dahinter stecke unser Wunsch nach einer Übersicht. Als fünfte Erwartung an ein Weltbild formulierte Claus Beisbart sodann die Orientierung. Weltbilder sollten bei unserer Verortung helfen und auch Grundlagen und Normen für unser Handeln bieten.

Naturwissenschaften allein erfüllen Kriterien nicht

Sind diese Erwartungen an ein Weltbild in einem Zeitalter, das stark durch Naturwissenschaften geprägt ist, einlösbar? Claus Beisbart gab sich überzeugt, dass letztere insbesondere bei der Richtigkeit und Begründbarkeit punkten würden: «Die Naturwissenschaften haben uns Wissen ermöglicht, das gut verankert ist und weiten Konsens genießt. Ein hierauf gegründetes Weltbild hätte also beste Chancen auf Richtigkeit». Die Überprüfung der weiteren Forderungen auf dieser Basis erwies sich dann aber als wenig fruchtbar: Die Abdeckung der ganzen Welt durch die Naturwissenschaft in Raum, Zeit oder Mikrokosmos zeige an vielen Stellen vor allem die Erkenntnisgrenzen auf, kommentierte Beisbart. Stichworte seien Multiversum, Dunkle Energie, Quantenmechanik. Auch bezüglich der Bildhaftigkeit gebe es Einschränkungen. Wer könne sich schon etwas unter Verschränkung, Welle-Teilchen-Dualismus oder gekrümmter Raumzeit vorstellen? Auch der Wunsch nach Integration und Synthese werde häufig enttäuscht. Das Hauptproblem sieht der Philosoph in der fortschreitenden Spezialisierung der Wissenschaften, was einer umfassenden Synthese entgegenstehe. Was ist mit Orientierung? Auch die finde kaum statt. Claus Beisbart verwies hier auf den Soziologen Max Weber und dessen Vorstellung einer wertfreien Wissenschaft. Demzufolge enthielten naturwissenschaftliche Resultate allein eben keine unbedingten Werturteile. «Vier unserer Erwartungen an Weltbilder werden durch die Naturwissenschaften nicht erfüllt» bilanzierte Beisbart. «Das bringt uns in eine Zwickmühle, mit zwei Optionen»: ein rein naturwissenschaftliches Weltbild lässt sich zwar gut begründen, erfüllt aber keine der genannten weiteren Funktionen. Zudem führe die Aussage, dass sich die Welt in wesentlichen Zügen naturwissenschaftlich beschreiben liesse, über die Naturwissenschaften hinaus. Die zweite Option, ein nicht rein naturwissenschaftliches Weltbild, das philosophisch oder theologisch fundiert sei, könne nicht so sinnfällig begründet werden wie naturwissenschaftliche Resultate, habe aber grosse Vorteile bei den anderen Funktionen und Erwartungen. Beisbart's Fazit: «Ich glaube, wir stehen heute vor diesem Dilemma. Daher haben wir heute Schwierigkeiten, uns für ein Weltbild zu entscheiden; früher war das einfacher».

Alternative Begründungsformen als Chance?

Heisst das alles, dass wir uns gar kein Bild der Welt mehr machen können und orientierungslos sein müssen? Nein. Claus Beisbart ging die Liste der Erwartungen nochmals durch. Bezüglich der Abdeckung der Welt als materieller Gesamtheit gebe es kaum Alternativen zu naturwissenschaftlichen Methoden, auch wenn wir immer wieder an Erkenntnisgrenzen stiessen. Hier sei eben eine Bescheidung des Menschen erforderlich. Bezüglich der Bildhaftigkeit: Es liessen sich allenfalls einzelne Aspekte der Welt bildlich darstellen; statt ein einziges Weltbild zu suchen, sollten wir lieber mehrere, sich ergänzende Weltauffassungen entwickeln. Bezüglich Richtigkeit und Begründung: Für naturwissenschaftliche Aspekte unserer Sicht auf die Welt müssten deren Massstäbe angewendet werden. Aber es gebe auch andere Fragen, Fragen der Orientierung, gesellschaftliche, ethische oder politische Fragen. Und hier gelte es Gründe auszuweisen und Positionen zu begründen, «so gut das eben geht». Bezüglich der Synthese: Diese sei heute ganz wesentlich die Aufgabe der Philosophie, «gerade die Wissenschaftsphilosophie versucht die Ergebnisse der einzelnen Wissenschaften zu integrieren.» Bezüglich Orientierung verwies Claus Beisbart auf weitere Begründungsformen, zum Beispiel das «Überlegungsgleichgewicht» nach John Rawls, das auf Vorstellungen gründe, die wir bereits hätten. Auch wenn wir damit keine Letztbegründungen erzielen könnten – ein Erkenntnisfortschritt sei damit durchaus zu erreichen. Und der Anspruch auf Wahrheit? Letztlich, so Philosoph Claus Beisbart, sei diese Frage gar nicht so relevant: «Wir müssen eben schauen, dass wir zu den Positionen gelangen, die am besten begründet sind.»